

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Bei Sturm und Nacht.

Novelle

von

August Schrader.

(Fortsetzung.)

„Gewißheit! Gewißheit!“ dachte er. „Ich muß Claudia sprechen, und sollte ich zu einem Gewaltmittel meine Zuflucht nehmen. Wenn ich aus irgend einem Grunde den Rentier besuchte? Wenn ich den alten Bedienten durch Bestechung gewinnen könnte? Ein Feigling wartet auf den Zufall; der muthige Mann bahnt sich den Weg... Habe ich nicht, wie jeder Andere, das Recht, die nähere Bekanntschaft Claudias zu suchen? Sie erwartet wohl gar, daß ich auftrete! Und wahrlich, sie selbst kann doch die Initiative nicht ergreifen. Nach dem, was vorangegangen, wird sie mich nicht abweisen...“

„Sieh! Sieh!“ rief plötzlich der Agent.

„Was?“ fragte der Advokat.

„Da zieht schon wieder ein alter Herr die Glocke da drüben!“

„Wahrhaftig!“

„Es scheint sich ein Club von Greisen zu versammeln.“

„Der Rentier giebt wohl ein Veteranenfest. Auch dieser ist ein Held... die Orden auf der Brust beweisen es. Ah, dieser zieht ungestüm die Glocke, er ist nicht so schüchtern als der Erste.“

Ludwig hatte rasch nach dem Hause gesehen.

Auf dem Perron stand die hohe kräftige Gestalt eines Mannes, der einen grünen, mit schwarzem Pelz verbrämten Rock trug. Sein greises Haupt ward von einem niedern grauen Hute bedeckt. In der Hand trug er eine Reitpeitsche. Man sah deutlich die glänzenden Sporen an den hohen Reiterstiefeln. Ungebuldig stampfte er mit den Füßen, nachdem er zum dritten Male heftig die Glocke gezogen. Dann wandte er sich, um einen Blick in die Straße zu werfen. Ein martialisches Gesicht mit einem großen grauen Knebelbarte zeigte sich. Hätte nicht eine Goldbrille es verhindert, so würde man ein großes zornsprühendes Auge erkannt haben. Der Greis war aufgebracht über die Langsamkeit der Bedienung.

Der Lieutenant schrak heftig zusammen.

„Himmel, mein Vater!“ murmelte er. „Ich täusche mich nicht; er ist's!“

Gespannt sah er nach dem Hause.

Der Diener öffnete. Der Mann im Pelzrocke ließ ihn barsch an, er schwang die Reitpeitsche als ob er sagen wollte: „wäre ich Herr im Hause, ich wollte bald Ordnung schaffen!“ Daran erkannte Ludwig seinen Vater, dessen schwächste Seite „das Warten“ war. Der alte Herr, er war Oberförster, hatte noch das Feuer eines Jünglings und erfüllte seine Dienstpflicht mit strenger Gewissenhaftigkeit. Wie kam er so plötzlich nach der Stadt? Warum suchte er den Rentier auf, bevor er den einzigen Sohn gesprochen, an dem er mit Stolz und Liebe hing? Ehe der überraschte

Ludwig einen Entschluß gefaßt, ward die Thür zugeworfen.

„Dieser Alte besitzt Energie!“ rief lachend der Advokat. „Welch' ein Schrecken sich in den Zügen des Bedienten malte!“

„In jenem Hause geht etwas vor, meinte der Agent. Vielleicht ist der Krösus krank und hat seine Freunde aus alter Zeit an das Bett beschieden. Besuche gehören zu den Seltenheiten; die Thür des Hauses ist stets hermetisch geschlossen.“

„Die Arbeit ruft!“ declamirte der Advokat.

„Ich begleite Sie, Freund!“

Beide nahmen die Hüte und verließen das Zimmer. Der Jägeroffizier blieb allein.

„Was soll ich beginnen?“ fragte er sich. „Soll ich warten bis der Vater zurückkommt oder soll ich ihm folgen? Der Vorwand, das Haus zu betreten, wäre gefunden . . . ich wage es, selbst darauf hin, den Zorn meines gestrengen Vaters zu erwecken. Vorwärts, ich muß mir Gewißheit verschaffen.“

Ludwig trat vor den Spiegel und begann Haar und Bart zu ordnen. Er war mehr als interessant, er war schön zu nennen. Die Uniform der Gardejäger stand ihm vortrefflich. Der bräunliche Teint gab seinen regelmäßigen Zügen das Gepräge von Kraft und Ausdauer. Hoch und breit wölbte sich die Brust in dem knappen Wappenrocke. Sein Wuchs war schlank und markig.

„Gewißheit! Gewißheit!“ murmelte der junge Mann.

Zwei Minuten später stand er auf der Treppe und zog die Glocke. Trotzdem blieb der Bediente lange aus. Ludwig blickte an dem Hause empor. Ueber ihm erklang ein Fenster . . . Claudia's reizendes Köpfchen ward sichtbar. Rasch zog sie sich zurück, als sie den Lieutenant gesehen.

„Wenn sie selbst käme, um zu öffnen!“ dachte Ludwig. „Es wäre dies ein Beweis von Sympathie, der mich unaussprechlich glücklich machen würde.“

Sein Herz klopfte heiß und fieberhaft. Der Gedanke, der einmal entstanden, ließ sich so rasch nicht wieder verbannen. Es dauerte lange, ehe sich in dem Innern ein Geräusch regte. Es schien als ob ungeübte Hände an dem Schlosse arbeiteten.

„Wenn Claudia käme!“ dachte der Harrende, dem ein Wonneshauer durch die Adern rieselte.

Und zugleich bedauerte er die zarten Hände, die mit dem altmodischen Schlosse nicht fertig werden konnten. Gern hätte er die Thür eingestossen, wenn dies

ohne Aufsehen zu erregen möglich gewesen wäre. Ein Brett trennte ihn von dem Engel, den er anbetete, und er konnte dieses Brett nicht beseitigen! Endlich knarrte das Schloß, die Thür öffnete sich und . . . der schwarze Bediente stand auf der Schwelle.

Verwundert sah er den Lieutenant an.

„Ein alter Herr ist so eben eingetreten,“ begann Ludwig.

„Ja.“

„Ich möchte den Namen dieses Herrn wissen.“

„Kann nicht dienen.“

„Aber Sie müssen doch wissen . . .“

„Der Fremde ist eingetreten, ohne sich zu nennen.“

„Wen haben Sie dem Herrn Starke gemeldet?“

„Meine Meldung war überflüssig, da der Besuch ohne Weiteres in die Zimmer stürmte. Kann also nicht dienen. Vielleicht aber ist das Fräulein im Stande, wenn Ihnen daran liegt . . .“

„Mir liegt viel daran!“ rief Ludwig.

„Gut!“ sagte trocken der Alte.

„Kann ich Fräulein Claudia sprechen?“

„Ah, Sie kennen den Namen meiner jungen Herrin!“

„Zögern Sie nicht; ich werde dankbar sein.“

Der Bediente trat zurück. Ludwig überschritt die Schwelle. Er befand sich auf einem geräumigen Hausflur, der dem Aeußern des alten Gebäudes völlig entsprach. Die Wände desselben waren plump mit Eichenholz getäfelte. Das einzige Fenster, das nach dem Hofe hinausging und stark vergittert war, ließ ein nur mattes Licht durch die gekreuzten Stäbe. Von Geräth zeigte sich keine Spur. Das Erdgeschosß schien unbenutzt zu sein. Die kleinen Thüren in den Wänden ließen sich kaum von dem braunen Getäfel unterscheiden. Die breite Treppe von starkem Holze, die in der Mitte des weiten Raumes sich erhob, glich einem Gebäude. Die schwere Thür an dieser Treppe war halb geöffnet. Auch hier hatte man Vorkehrungen gegen gewaltsames Eindringen getroffen. Der bewohnte erste Stock konnte von dem Erdgeschosse abgesperrt werden. Dies Alles hatte der Lieutenant mit einem Blicke ersaßt; das Haus der Geliebten war ja für ihn von großem Interesse.

„Warten Sie!“ murmelte der Bediente, der seine Verlegenheit doch nicht so ganz verbergen konnte. „Es wird gut sein, wenn Sie nicht hier bleiben. Heute ist unsere Hausordnung über den Haufen geworfen . . . wer kann wissen, ob nicht bald die Glocke wieder läutet,

die seit dreißig Jahren nicht so viel in Bewegung gesetzt ist.

„Feiert Herr Starke ein Fest?“

„Nein.“

„Es muß doch ein Grund vorhanden sein . . .“

„Ich kenne keinen Grund. Die Leute kommen als ob sie vom Himmel gefallen wären. Halt, ich trage den Hauptschlüssel bei mir . . . hier ist er.“

Der Alte hatte einen Schlüssel aus der Tasche gezogen und schritt gravitatisch zu einer Thür, die er öffnete.

„Warten Sie in diesem Zimmer, mein Herr! Es ist gut, es ist besser so. Fräulein Claudia wird bald wissen, wo ich Sie aufbewahre. Ich bitte Sie um die Gefälligkeit, kein Geräusch zu machen und die Fenster nicht zu öffnen. Vorsicht ist die Mutter der Weisheit, sagt Herr Starke, und Herr Starke hat immer Recht. Ich weiß das aus langer Erfahrung, denn ich stehe nun fünfunddreißig Jahre in seinen Diensten.“

„Wie heißen Sie, mein Freund?“

„Gottlieb, Herr!“

„Sind Sie verheirathet?“

„Nein!“ antwortete Gottlieb, seltsam lächelnd. „Ich habe nie eine Frau gehabt, werde nun auch keine mehr bekommen. Wer die Siebenundsechzig auf dem Rücken hat . . . ja, so alt bin ich! Mein Gott, da schwache ich, und habe noch so viel zu besorgen . . . Nehmen Sie Platz, mein Herr, ich gehe, um Sie zu melden. Noch einmal erlaube ich mir Ihnen einzuschärfen: verhalten Sie sich so ruhig als möglich, das kleinste Geräusch im Erdgeschoße könnte großes Unheil anrichten. Das muß um jeden Preis vermieden werden, was Herr Starke . . .“

Während Gottlieb diese Worte wie mechanisch murmelte, verließ er das Zimmer, ohne sich weiter um den Gast zu kümmern. Leise zog er die Thür hinter sich an. Nun verrieth ein Geräusch, daß der Schlüssel im Schlosse gedreht ward. Dann war es still wie in einer verlassenen Kirche.

„Der Mensch hat mich wohl gar eingeschlossen!“ dachte Ludwig.

Er griff nach dem Drücker. Die kleine ovale Thür von starkem Eichenholze regte sich nicht.

„Gottlieb! Gottlieb!“ rief er leise durch das Schlüsselloch.

Aber Gottlieb hörte nicht; er ging langsam und leise mit sich selbst sprechend die Treppe hinan.

„Ich muß mich fügen!“ dachte lächelnd der Lieutenant. So wäre ich denn ein Gefangener in dem

Hause Claudia's, das zu betreten mir ein glücklicher Zufall gestattete. Die Gefangenschaft wird ja wohl nicht von langer Dauer sein. Den ersten Arrest, den ich in meiner Dienstzeit zu bestehen habe, hat die Geliebte über mich verhängt . . . sie ist wenigstens die Veranlassung dazu. Geräusch darf ich nicht machen, so werde ich mich in Geduld fassen. Freilich unter den obwaltenden Umständen eine schwere Aufgabe! Immerhin! Der Alte handelt ohne Frage im Auftrage Claudia's und dies beweiset, daß sie meine Annäherung zu begünstigen gesonnen ist! Sie wird mich bald erlösen und durch eine Unterredung, die ich so sehnlichst gewünscht, für die Haft entschädigen.“

Ludwig warf sich auf das kleine Sopha, das neben dem zierlichen Bronceofen stand. Wie jeder Gefangene musterte er zunächst sein Gefängniß. Es war ein kleines, von starken Wänden eingeschlossenes Gemach. Die Decke war gewölbt wie ein Keller. Aber Decke und Wände waren mit feinen blauen Tapeten bekleidet, die dem Gemache ein freundliches Ansehen verliehen. Die Ausstattung bestand in eleganten Mahagonymöbeln. Ueber dem Sopha, auf einer Console von Ebenholz, bewegte eine Marmoruhr klingend ihren Pendel. Den Boden bedeckte ein kostbarer Teppich mit großen Blumen und Blättern. Einen sonderbaren Contrast bildeten die sauberen weißen Gardinen mit dem stark vergitterten Fenster. Eisenstäbe kreuzten sich wie vor einem Gefängnisse. Dem Fenster gegenüber öffnete sich ein Altoven, in dessen geheimnißvoller Dämmerung ein weißes Bett schimmerte. Braune Damastvorhänge, halb zurückgeschlagen, schmückten die Oeffnung des Schlafgemachs. Nichts fehlte, um den Aufenthalt in diesem Zimmer oder vielmehr Gewölbe angenehm und bequem zu machen. Die Wahl und Anordnung der Möbel hatte eine Person von Geschmack getroffen. Weder dem alten Rentier noch dem Gottlieb war dies zuzutrauen, Claudia's Hand mußte hier gewirkt haben. Sauberkeit und Reinlichkeit machten sich überall bemerkbar.

Zehn Minuten waren verflossen.

Dem Lieutenant ward die Zeit lang. Er erhob sich und sah durch das Fenster. Ein ziemlich großer Garten breitete sich hinter dem Hause aus. Zwei Arbeiter waren beschäftigt die Gesträuche mit Stroh zu umwinden, um sie vor dem Froste zu schützen. Alte, jetzt blätterlose Kastanienbäume bildeten breite Alleen, die sich quer durch den von hohen Gebäuden eingeschlossenen Garten zogen. Inmitten der vollreichen Residenz war ein solches Grundstück eine Seltenheit.

Herr Starke hätte große Baupläne schaffen können. Er mußte doch wohl nicht so habgierig und geizig sein wie die Welt sagte.

Die Pendule schlug vier. Und immer noch kam Claudia nicht. Sollte Gottlieb die Meldung unterlassen haben? Das ließ sich füglich nicht annehmen. Näher lag die Vermuthung, Claudia konnte nicht abkommen, um sich heimlich zu dem Gaste zu begeben. Sie wollte dem Großvater nicht wissen lassen, daß der Geliebte im Hause sei. Und dies war ja so natürlich wie der Anbruch des Abend nach den kurzen Spätherbsttagen. In dem Zimmer herrschte bereits tiefe Dämmerung, und immer noch ließ sich kein Geräusch auf dem Boden vernehmen. Die Thür blieb verschlossen. In dem Hause und in der Umgebung herrschte eine tiefe Stille. Das Geräusch in der Straße vermochte nicht die starken Wände zu durchdringen. Die Gartenarbeiter waren verschwunden, nirgends zeigte sich ein lebendes Wesen mehr. Die Dämmerung ging rasch in Dunkelheit über, da Schneewolken den Horizont einzuhüllen begannen. Auch der Wind regte sich, er rüttelte die dünnen Zweige der Bäume, daß sie die Fenster berührten. Der Gefangene konnte, im vollen Sinne des Wortes, die Hand vor den Augen nicht mehr sehen. Was sollte werden, wenn die Gefangenschaft fortbauerte? Gottlieb hatte davon gesprochen, daß jedes Geräusch im Erdgeschosse großes Unheil anrichten könne. Wen anders als Claudia mußte dieses Unheil treffen?

„Bah,“ dachte Ludwig, „ich bin für heute dienstfrei; so will ich denn den Verlauf des Abenteuers ruhig abwarten. Muß ich die Nacht hier verbringen, so finde ich dort ein gutes Bett.“

Er tappte nach dem Alkoven. Die ausgestreckte Hand unterschied bald, daß zwei Betten sich darin befanden. Das erste stand dem Eingange gegenüber, das zweite tiefer an der Rückwand. Das Zimmer mußte also für Gäste eingerichtet sein.

Es schlug fünf, halb sechs . . . und immer noch blieb die Erlösung aus. Für einen der Geliebten harrenden Liebhaber ist jede Minute eine Stunde, jede Stunde ein Tag. Ludwig erschöpfte sich in Vermuthungen und Annahmen über das Ausbleiben Claudia's. Sie hatte gesehen, daß er das Haus betreten, und doch kam sie nicht. Der arme Lieutenant fühlte eine brennende Hitze auf seinen Wangen, als der Gedanke sich ihm aufdrängte: wenn man eine Mystification beabsichtigte! Sollte die ernste und fromme Claudia ein solches Spiel wagen? Nein, das lag nicht in

ihrem Charakter, so weit kannte Ludwig sie. Wenn er spät die Thür öffnete und sagte: „Fräulein kann nicht kommen?“ Und befand sich nicht der Vater im Hause . . .

Ludwig ging heftig auf und ab.

An Muth fehlte es ihm nicht, ein mit Gefahren verknüpftes Abenteuer zu bestehen; aber er fürchtete, der Lächerlichkeit anheimzufallen oder der armen Claudia Nachteile zu bereiten.

Die Pendule verkündete die siebente Stunde. Ludwig warf sich in die Polster des Sophas, stützte den Kopf und begann über die Seltjamkeit seiner Lage nachzudenken. Draußen tobte der Herbststurm und peitschte den Regen an das Fenster.

Plötzlich ließen sich Stimmen auf dem Hausflur vernehmen. Ludwig sprang auf und lauschte an dem Schlüsselloch. Es ließ sich unterscheiden, daß zwei Männer ein Gespräch führten.

„Wo ist denn das Zimmer?“ fragte eine zitternde Stimme.

„Folgen Sie mir, Herr!“ sagte Gottlieb.

„Hier also?“

„Ja. Halten Sie eine Minute das Licht.“

„Gern. Was suchen Sie denn, mein Vester?“

„Den Hauptschlüssel.“

„Verloren?“

„Ich fürchte nicht! Nur Geduld, daß ich mich besinne. Man muß nichts überstürzen, sagt Herr Starke, und Herr Starke hat immer Recht. Das weiß Niemand besser als ich. Wichtig, ich habe den Hauptschlüssel oben stecken lassen . . . Sehen Sie, das passiert mir selten; aber heute ist ja der Teufel los im Hause. Ich habe nur fünf Minuten zu einem Nachmittagschläschen verwenden können. Warten Sie, ich kehre gleich zurück.“

„Das gebe Gott, denn ich bin sehr erschöpft und bedarf der Ruhe.“

Nun war es still. Durch das Schlüsselloch schimmerte Licht. Von Zeit zu Zeit ließ sich ein starkes Husten vernehmen, das in dem gewölbten Hausflur wiederhallte.

„Gottlieb bringt einen zweiten Gast!“ dachte Ludwig. „Hat der Tropf vergessen, daß er mich hier eingesperrt? Um zu erfahren, was man eigentlich mit mir beabsichtigt, werde ich lauschen. Der Alkoven mit seinen bauschigen Vorhängen bietet ein geeignetes Plätzchen. Das Weitere wird sich finden.“

Ludwig erreichte den Alkoven, ließ sich auf dem Stuhle nieder, den er zufällig fand, und warf den

schweren Damastvorhang über sich. Das Plätzchen war nicht nur sicher, sondern auch so bequem, daß es ein längeres Verweilen gestattete. Bald ward die Thür geöffnet. Zuerst trat Gottlieb ein mit dem Lichte; zugleich trug er eine Art Mantelsack unter dem Arme. Ihm folgte derselbe alte Herr, den Ludwig von dem Kaffeehause aus gesehen hatte.

„Dies ist unser Gastzimmer, Herr!“ begann Gottlieb würdevoll. „Dort steht das Bett . . . ruhen Sie mit Gesundheit, bis die Sonne wieder scheint.“

„Mit Vergnügen, mit Vergnügen!“ murmelte der Fremde. „Das Zimmer ist wirklich recht schön . . .“

„Es wird selten benutzt.“

„Wenn es nur nicht gewölbt wäre!“

„Die Wölbung fällt Ihnen nicht auf den Kopf, Herr; unser Haus ist noch nach altem Schrot und Korn gebaut, es hat ellendicke Mauern . . .“

„Das wohl; aber die Wölbung gefällt mir nicht. Eine flache Decke wäre mir lieber.“

„Ich kann sie diesen Abend nicht anders machen und morgenfrüh wahrscheinlich auch noch nicht . . .“

„Das begreife ich; aber machen Sie Feuer in dem Ofen, denn es ist kalt.“

„Wollen Sie denn nicht zu Bett gehen?“

„Es ist noch zu früh.“

Während Gottlieb sich an dem Ofen beschäftigte, packte der Alte seinen Mantelsack aus. Er zog verschiedene Kleidungsstücke, eine kurze Pfeife und einen Tabaksbeutel hervor.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Eine Kriegsgeschichte.) In einer kleinen Stadt in Steiermark lebten zwei Schwestern, die Beide seit Jahren schon ihre Männer verloren hatten, während jede im Besitz eines schmucken Sohnes war, dem sie den Vornamen ihres gemeinschaftlichen Vaters gegeben hatte. Da die Männer der beiden Frauen auch zwei Brüder gewesen waren, so traf es sich, daß die beiden schmucken Steirerburschen ganz gleiche Namen hatten. Der Sohn der Frau Franziska P. hieß Franz P. und der Sohn der Frau Aloise hieß auch Franz P. Ja, sie waren Beide auch noch in gleichem Alter und es hätte nur noch gefehlt, daß sich die beiden Burschen auch ähnlich sähen, so würde man sie gar nicht mehr zu unterscheiden vermocht haben. Das war nun glücklicherweise nicht der Fall, aber man hatte ohnehin schon seine liebe Noth. Im Städtchen mußte man, um die beiden Franze zu bezeichnen, immer vom „Aloisa Franz“ und vom „Franziska Franz“ reden, sonst entstand eine Verwechslung über die andere. Vor ungefähr drei Jahren kamen die beiden Franz P. zur Rekrutierung, wurden zu ihrem eigenen Vergnügen für brauchbar erklärt und in das landsmännische Regiment König der Belgier eingereiht. Die beiden Vettern lebten wie Zwillingbrüder im Regiment zusammen, man konnte sie sich selbst in der Garnison nicht getrennt denken, auch in Reih und Glied kamen sie neben einander zu stehen; man bedurfte um so weniger einer Unterscheidung zwischen dem einen und dem anderen Franz P., als sie beide gleich treffliche, brave Soldaten waren und von ihren Unter- und Oberoffizieren gleich gern gesehen wurden. Vor einem Jahre wurden beide Franz P. zu gleicher Zeit „Führer“, also auch das Avancement machte keinen Unterschied zwischen ihnen.

Als die österreichischen Truppen vor einigen Wochen oder Monaten nach Schleswig-Holstein ausmarschirten, waren die beiden Franz P. mit „Belgien“ ausgerückt. Aus Hamburg hatten die beiden Mütter Aloisia und Franziska noch Ende Januar von ihren Söhnen Briefe erhalten. Sie theilten dazumal noch den Zweifel des ganzen Corps, daß sie zu etwas kommen würden, und brannten als echte Söhne des Regiments Belgien vor Kampfbegierde. „Wann wir werden die Herren Dänen heißen dürfen, liebe Mutter, das weiß der Herr Pfarrer daheim vielleicht besser aus den Zeitungen als wir im Regiment“ — hatte noch der Frau Aloisia ihr Franzel zuletzt geschrieben. Es dauerte nicht lange, so bekam der Franzel das Kommando zum „Heißen“.

Die beiden Mütter hatten seitdem keinen Brief von ihren Söhnen beim Regiment erhalten. Die ersten Februartage waren gekommen, mit ihnen die blutigen Kämpfe bei Oberfell, dem Königsberg, bei Deverssee; die ersten Sieges- und Todesbotschaften waren telegraphisch in's Land geflogen, die beiden Wittwen blieben ohne Nachricht. Wie plagten Angst, Zweifel, böse Ahnungen, Ungewißheit das Herz der beiden Steiermärkerinnen. Anfangs liefen sie abwechselnd zu einander, um zu fragen, ob kein Brief gekommen. „Aloisia, ist nir kommen aus Holstein?“ frug die Frau Franziska, und: „Franziska, hast kan Brief von Dei Franzel?“ frug wiederum die Frau Aloisia.

Die beiden Wittwen hielten dies nicht so aus, sie mußten beisammen sein, das war ihr einziger Trost, und in der That logirte sich Aloisia bald darauf bei ihrer Schwester ein. Tage voll sehnsüchtiger Erwartung der Nachrichten vom Kriegsschauplatz gingen vorüber, die beiden Mütter erfuhren wohl von der Tapferkeit der vielgerühmten Belgien-Infanteristen, aber kein Lebenszeichen von ihren Söhnen. Lebten sie beide noch, oder fielen sie im rühmlichen Kampfe? An ein getrenntes Loos der beiden Vettern glaubten sie schon gar nicht. Da kam eines Tages, nachdem die erste Liste der Gefallenen veröffentlicht war, der Pfarrer zu den sorgenvollen Müttern. Er brachte Nachricht, aber keine freudige. Hier stand es in der „kaiserlichen Zeitung“ unter der Rubrik „Tobte“: Führer Franz P. . . . Also tobt!

Diese Nachricht allein wäre schrecklich genug gewesen für

ein Mutterherz; hier trat noch neue Ungewißheit hinzu. „Tobt: Führer Franz P.“ — aber welcher Franz P. ist tobt, der Sohn der Franziska oder der der Moiska? Sind sie doch Beide Führer in demselben Regiment! Man denke sich die neue Angst der beiden Mütter, von denen keine wußte, ob sie ihren eigenen Franz oder den Franz ihrer Schwester zu beklagen habe. Wie mag es in dem Innern dieser schlichten Frauen die Zeit hindurch ausgesehen haben? Jede von ihnen war zugleich Mutter und Schwester; jede nährte mit dem verzeihlichen Händchen von Hoffnung, ihr Franz lebe, zugleich die Klage über den Tod des anderen Franz, jede von ihnen im stummen Ringen um Gewißheit und Beide einander tröstend und vorbereitend auf den Fall der Aufklärung über den tobtten Franz. Dazu keine Nachricht von dem lebenden Franz, die doch gleich einen Theil des doppelten Leidens der beiden Mütter hinwegnehmen konnte. Sieht es wohl eine trostlosere Lage für Mutterherzen?

Der Pfarrer versprach, an das Generalkommando zu schreiben, und er schrieb auch. Unterdessen waren vor einigen Tagen die offiziellen Listen aus dem Hauptquartier angekommen und in der „kaiserlichen Zeitung“ kam der Name des zweiten Franz P. nun auch, und zwar unter den Verwundeten vor. Der Pfarrer kam wieder, aber er vermochte wieder nicht mit seiner Nachricht den Schmerz der beiden Mütter zu lindern. Ein Franz P. war also tobt und ein Franz P. verwundet, nur die Kennzeichen fehlten und grade diese waren ja in diesem besondern Falle von Wichtigkeit. Eines stand fest: der einen der zwei tiefgebeugten Mütter stand ein herber Verlust bevor, der andern wird ihr Franz, wenn auch leidend, vom Schicksal zurückgegeben. Wo war aber Gewißheit? Ein Brief blieb immer noch aus.

Die beiden Frauen dachten zuletzt an eine Reise auf den Kriegsschauplatz, und selbst ihr Alter hätte sie nicht von der Ausführung dieses Planes abgehalten; da kam die Nachricht von der Ankunft der Verwundeten, die man am 29. Februar in Wien erwartete. Die zwei Mütter machten sich auf den Weg nach Wien. Vielleicht sollten sie jetzt endlich Gewißheit darüber erhalten, was ihnen an eigenem Unglück zugemessen wurde. Sie waren beide auf dem Nordbahnhofe, als der Transport mit den Verwundeten anlangen sollte, und waren in ihrem Schmerz wie ein wahres Trauerweidenpaar anzusehen. Die Frauen trugen beide Trauerkleider, denn einen Verlust hatten sie jedenfalls gemeinschaftlich zu ertragen, und es sollte sich nur herausstellen, wem der verwundete Franz gehöre. Sie sahen mit banger Kümmerniß der Ankunft der Verwundeten entgegen; die Eine jedoch war auch stark genug, mitten in den eigenen Zweifeln ihre Schwester zu trösten. Wie groß mag die Hoffnung grade dieser Frau gewesen sein, daß sie ihren Sohn wiedersehen werde, wenn sie noch Worte der Tröstung für die andere fand! Hand in Hand standen die Mütter da und in ihren Bängen konnte der Beobachter lesen, als ob die eine die andere im Stillen um Verzeihung bitte, daß sie zu hoffen wage. Da waren sie nun da, die Verwundeten von Oberfell, Königsberg, Deverssee. Ein Herr, der die beiden schmerzenerreichen Mütter schon lange beobachtet,

nahm sich ihrer an und verschaffte ihnen den Eintritt in den Bahnhof. Er führte sie selbst und bot sich an, sie zu jedem Bett zu geleiten und ihnen behilflich zu sein, um den Sohn aufzufinden, den Sohn, welchen sie mitnehmen wollten in die Heimath, um ihn fernerhin als ihren gemeinschaftlichen Sohn zu betrachten.

Aber die erste Zeit gehörte bekanntlich den beiden Majestäten, deren Theilnahme sich auf alle Kranken erstreckte, deren einige so voll gesunden Humors waren, als ob sie gar keine Wunden hätten. Nachdem das kaiserliche Paar den Bahnhof verlassen, war auch unseren Steiermärkerinnen die Stunde der Erlösung endlich gekommen. Sie wurden von Zimmer zu Zimmer geführt; in den ersten drei Zimmern suchte ihr Auge vergebens nach dem theuren Wesen, das ihnen Gewißheit nach so langen Qualen bringen sollte. Im vierten endlich sah man von einem der letzten Betten her zwei Arme sich ausbreiten, ein Schrei von einer der Frauen, ein Ruf „Mutter!“ und Frau Franziska P. lag in den Armen ihres Sohnes. Still und verstört stand die andere Wittve wie versteinert vor dem Bette ihres Neffen; nun hatte sie die fürchterliche Gewißheit, daß ihr Franz nicht zu den Lebenden gehöre. Und es war gerade diejenige der beiden Schwestern, welche die stärkere Hoffnung auf das Leben ihres Franz in sich getrazen, so daß sie die andere Betrübte zu trösten vermochte. Nun hatte sie den Sohn verloren und die mehr gebeugte Schwester, welche abgerechnet zu haben schien mit ihren Hoffnungen, hatte ihren Franz am Leben gefunden! Ihr Begleiter begann schon ernsthaft für den Geisteszustand dieser Frau zu fürchten, die wie ein Bild des Jammers da stand. Rasch aber änderte sich ihre Physiognomie und sie flog dem Neffen schluchzend um den Hals. Es war ihr als herzte sie ihren eigenen Franz, der doch an der Seite seines Vaters bei Deverssee gefallen war. Des andern Tages entführten die beiden Frauen ihren „gemeinschaftlichen Sohn“ in die theure Heimath. —

(Auch eine Ansicht über Kunst.) Der bekannte Violinvirtuose Joachim, jetzt Concertmeister in Hannover, sah in den letzten Wochen täglich von seinem Fenster aus die Schlittschuhläufer ihrem lustigen und lustigen Verjügen auf dem Eise nachjagen; er bekam schließlich Lust, auch einmal so fröhlich dahinzugleiten und begab sich auf die Eisbahn. Da tritt ein Bahnseger zu ihm mit der Frage, ob er ihm ein Paar Schlittschuhe anschnallen solle. Joachim erwidert: „Ja, mein lieber Herr Düllmaier, aber ich kann noch nicht Schlittschuh laufen.“ Dieses Bedenken beseitigt Herr Düllmaier damit, daß er ja bei ihm sei und ihm den nöthigen Unterricht schon geben wolle und schnallt ihm die Schuhe an, worauf er sagt: „So, Herr Joachim, nu stellen Sie sich mal uf die Schlittschau — so — nu smietet Sei dat Bein sau und dat andere sau herrut, — und da lopet Se henn.“

Joachim folgte dem Rathe des Herrn Düllmaier und warf das eine Bein rechts, das andere links heraus, allein ehe er noch das linke Bein vollständig herausgeworfen hatte, fiel er ziemlich unsanft auf das Eis.

„Ja! ja! ja! ja! ja!“ — sagte darauf bedächtig Herr Dillmaier, indem er ihm wieder auf die Beine half, „so leicht ist das nicht, als Biggelinspeclern.“ — F.

(Die orientalischen Gaukler.) Die Künste der Gaukler im Orient streifen so an das Unglaubliche und an förmliche Zauberei, daß die Europäer nicht genug davon erzählen können. Welche armselige Figur würden unsere Magier und Taschenspieler, selbst die berühmtesten, mit allen ihren Kunststücken neben den ägyptischen und indischen Gauklern machen und wie würden diese Harvis, wie man sie in Aegypten nennt, lächeln über die vielen phantastischen Apparate, mit denen sich unsere Boscós umgeben, während sie ihre staunenswerthen Zauberkünste ohne jede Vorbereitung und ohne alles Zubehör ausführen. Ein französischer Schriftsteller wohnte in Cairo einer Abendgesellschaft bei, welche Lord Prudhoe gab, der zur Unterhaltung seiner Gäste einen solchen Harvi von der Straße heranzuführen ließ. Man wurde darüber einig, daß derselbe irgend eine lebende oder schon verstorbene Person, welche man benennen würde, beschreiben sollte und der Harvi rief hierauf einen der kleinen arabischen Knaben ins Zimmer, deren eine ganze Schaar vor der Thür des Lords auf der Straße spielte. Er zeichnete in die Hand des Knaben eine Menge Buchstaben und Zahlen, welche den Raum eines Vierecks ausfüllten, goß dann in die Mitte dieses Vierecks in der Handfläche des Kleinen etwas sehr dicke Tinte und sagte ihm, er solle so lange auf die Tinte blicken, bis er darin das Spiegelbild seines Gesichts erkannt haben würde. Als der Knabe dasselbe herausgefunden, stante der Harvi auf eine Räucherpfanne ein wohlriechendes Pulver, welches einen bekäufend süßen Duft verbreitete und begann dann einen seltsamen Gesang anzustimmen. Als er damit zu Ende war, bat er die Anwesenden, mit lauter Stimme den Namen der Person zu nennen, welche sie herbeibeschwören möchten.

„Wir sahen uns Alle einander an,“ erzählt Herr von Leborde, „und wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten konnte Niemand im Augenblick einen Namen in seinem Gedächtniß auffinden.“

„Shakespeare!“ sagte endlich Major Felix, der Reisegefährte des Lord Prudhoe.

„Befiehl dem Soldaten, Shakespeare herbeizuführen,“ sprach der Harvi zu dem Knaben.

„Führe Shakespeare her!“ rief das Kind mit herrlichem Tone.

„Da ist er,“ setzte er hinzu, nachdem der Zauberer einige unverständliche Worte und Formeln vor sich hin gemurmelt hatte.

„Unser Erstaunen war unbeschreiblich und wir horchten mit äußerster Spannung auf die Antworten des Knaben.“

„Wie sieht er aus?“

„Er trägt einen schwarzen Mantel, ist ganz schwarz gelleidet und hat einen Bart,“ hierauf beschrieb der Kleine noch jeden Gesichtszug, die Art, wie er das Haar trug, die Größe — kurz Alles auf das Genaueste, wie man Shakespeare auf den Portraits dargestellt sieht.

„Ist er es?“ fragte der Harvi uns mit der unbefangenen Miene; „Sie können sich übrigens auch noch nach seinem Alter und seinem Vaterlande erkundigen.“

„Nun also, wo ist er geboren?“ sagte ich.

„In einem Lande, welches ganz mit Wasser umgeben ist.“

Darauf nannte der Reihe nach jeder der Anwesenden den Namen einer Person, die alle mit der größten Sicherheit und Genauigkeit beschrieben wurden, als ob der Knabe dicht vor ihnen stände und sie betrachten könnte. Nach einigen Experimenten bemerkte der Harvi, daß das Kind anfangs ermüdet zu werden; er hob ihm den Kopf in die Höhe, indem er ihm die Daumen auf die Augenlider legte und einige geheimnißvolle Worte dazu sprach. Der Kleine schien wie trunken oder bewußtlos zu sein, seine Augen waren weit aufgerissen und der Schweiß perlte ihm von der Stirn, aber er kam bald wieder zu sich und begann dann von Neuem zu erzählen, was er vor sich sah, indem er noch mehr Details hinzusetzte.

Die indischen Gaukler sind nicht weniger erfindereich; sie produciren ihre Künste, indem sie auf dem Erdboden sitzen, während sie, nackt bis an den Gürtel, weder einen Tisch noch Becher, weder Aermel noch Taschen haben, um bei ihren Zaubereien auszuheifen; ihr ganzer Apparat besteht gewöhnlich in einigen alten Körben voll Schlangen und Lumpen.

Zuweilen nimmt einer dieser seltsamen Magier einen Krug voll Wasser, gießt das Wasser auf die Erde, schüttet sich etwas ins Ohr und giebt es durch den Mund wieder von sich, gießt sich stromartige Douchen über den Kopf . . . und das Wasser im Krüge wird deshalb nicht um einen Tropfen weniger, der Krug bleibt immer gleich voll. Dann stellt er seine Füße auf ungeheure, glattgehobelte Holzblöcke und führt mit diesen Klöden, die er nicht einmal an die Füße befestigt, tolle Tänze und Sprünge mit einer Leichtigkeit aus, als ob er die zierlichsten Sandalen anhätte, ohne daß ihn dieses Bravourstück nur im Mindesten anzustrengen scheint.

Dann wieder nimmt er einen Knaben, der ihn begleitet, bei dem Gürtel, legt ihn auf den Boden, bindet ihm die Hände und Füße fest zusammen und steckt ihn dann in ein Fischnetz, das er ganz zusammenschürt. So gebunden, daß sich der Knabe nicht bewegen kann, legte er ihn in einen Korb, den er mit einem Deckel verschließen wollte. Allein der Deckel ging nicht zu, es blieb ein Zwischenraum von über drei Fuß zwischen den Rändern, da der Körper des Knaben darüber hinausreichte. Darauf bedeckte ihn der Indier mit einem alten Mantel und man sah nur, wie der Körper nach und nach immer mehr zusammenfiel und sich nach den Falten des Mantels schmiegte. Nach Verlauf einiger Minuten sah man plötzlich das Netz und die Stricke, welche den Gefangenen gefesselt hielten, in Stücke gerissen aus dem Korb hängen und eine Stimme, die aus den Wolken zu kommen schien, rief: „Adieu!“

„Er ist nach Benares gereist! Er ist fortgeflogen!“ sagte lachend der Gaukler.

Und indem er den Mantel in die Höhe hob, nahm er den Korb darunter vor, der fest zugeschlossen war. Dann, wie um

sich zu versichern, daß sein Gefangener auch wirklich entflohen sei, spaltete er den Korb in der Mitte mit einem mächtigen Säbelhieb. Ströme von Blut drangen plötzlich durch das Geflecht. Die Zuschauer standen angstvoll und entsetzt darum herum — da hob sich der Deckel in die Höhe und der Knabe stieg laut lachend heraus.

Dies sind freilich nichts als Blendwerke, aber diese Leute zeigen uns auch zuweilen wahrhafte Wunder, die wir noch weniger zu begreifen vermögen. Vor ungefähr dreißig Jahren gab ein indischer Bramine in Madras das Schauspiel einer gymnastischen Uebung von seiner eigenen Erfindung, welche darin bestand, daß er sich um einige Fuß über die Erde erhob und in der Luft schwebte, ohne daß man sich eine Idee davon machen konnte, wie er sich in der Schweben erhielt. Ein englischer Offizier, der dies selbst mit angesehen, beschreibt die Sache folgendermaßen: „Schefchal zeigte mir zuerst eine Bank von etwa achtzehn Zoll Höhe, auf der zwei kupferne Sterne von der Größe eines Thalers angebracht waren. Ferner bestand sein Apparat aus einem zwei Fuß langen Bambusrohr, das bis zu einer Höhe von zwei und einen halben Zoll ausgehöhlt war und dann aus einer etwa zwei Fuß langen und vier Zoll breiten Gazellenhaut. Hierauf verbarg sich der Künstler, mit diesen Gegenständen und einem großen leeren Sack versehen, unter einem sehr großen weiten Shawl, unter dem man ihn sich eifrig hin und herbewegen sah. Nach Verlauf von fünf Minuten gab er den Befehl, den Shawl wegzunehmen, und man sah ihn nun in der Luft schwebend mit gekreuzten Beinen dastehen. Sein rechter Arm stützte sich auf das Ende der Gazellenhaut, die in horizontaler Richtung auf dem Bambusrohr ruhte, welches wiederum senkrecht an der Bank befestigt war, und zwar an der Stelle, wo sich einer der kupfernen Sterne befand. Der Mann erhielt sich länger als eine halbe Stunde in dieser Stellung, indem er die Körner eines Rosenkranzes durch die Finger gleiten ließ, ohne irgend ein Zeichen von Anstrengung oder Ermüdung zu geben. Man hätte glauben können, daß diese Haltung ihm völlig zur Gewohnheit geworden sei. Ich sah viermal den sonderbaren Menschen dieses Kunststück ausführen und drang jedesmal mit allen Mitteln der Ueberredungskunst in ihn, mir das Geheimniß desselben zu enthüllen, aber weder Bitten noch Anerbietungen vermochten ihn dazu zu bewegen.“

Ein noch außerordentliches Wunder ist das jenes Fakirs im Pendschab, der die fabelhafte Eigenschaft besaß, sich lebendig begraben zu lassen und nach einigen Monaten wieder aufzuerstehen. Diese Begebenheit erzählt Mr. Osborne in seinem Bericht über den Hof des Maharadscha Kundjet-Sing und führt auch das Zeugniß des Generals Ventura und des Kapitäns Wade mit auf, die nebst dem Maharadscha und den Sikh-Häuptlingen dem Begräbniß und der Auferstehung des Fakirs beiwohnten.

Nach einigen diätetischen Vorbereitungen erklärte der Fakir sich bereit, die Probe zu bestehen. Die englischen Offiziere und

die Sikh-Häuptlinge versammelten sich um ein gemauertes Grab, welches eigens zu diesem Zwecke hergestellt worden war. Der Fakir verstopfte die Ohren und die Nasenlöcher mit Wachs und legte seine Kleider ab. Man hüllte ihn wie einen Todten in ein Leichentuch von weißer Leinwand, dann legte man ihm seinem Wunsche zufolge die Zunge nach rückwärts, so daß sie die Mündung des Schlundes bedeckte. Er verfiel sofort danach in eine starre Betäubung, man band das Leichentuch fest um ihn zusammen und der Maharadscha drückte sein Siegel darauf. Sodann legte man ihn in einen mit Vorlegeschlössern versehenen und versiegelten Kasten, den man in das Grab setzte; man warf Erde darauf und als die Grube völlig damit ausgefüllt war, säete man Gerste in die Erde und nun wurden mehrere Schildwachen, die ununterbrochen Tag und Nacht wachen und häufig abgelöst werden mußten, um das Grab aufgestellt. Während der zehn Monate, die das Begräbniß des Fakirs dauerte, kam der Maharadscha zweimal die Grabstätte zu besuchen, ließ beidemal den Sarg öffnen und überzeugte sich, daß der Fakir leblos und starr darin im tiefen Todeschlaf lag.

Nachdem der zehnte Monat vorüber war, nahm man die definitive Ausgrabung vor. Der General Ventura und Kapitän Wade waren gleichfalls herzugelommen und sahen zu, wie man die Vorlegeschlösser und die Siegel von dem Sarge abnahm. Der Mann lag darin anscheinend völlig todt, sein Puls schlug nicht mehr und sein Herz stand ganz still. Hierauf näherte sich ihm einer der Anwesenden, griff ihm in den Mund und gab der zurückgebogenen Zunge wieder ihre natürliche Lage; ein Anderer goß langsam heißes Wasser über seinen Körper, der bald einige Lebenszeichen von sich gab.

Nach zweistündiger Behandlung und allerlei Belebungsversuchen erhob sich der Fakir, zwar noch sehr bleich, aber doch sich zusehends immer mehr erholend, wie ein Mensch, der aus einem sehr schweren, tiefen Schlafe erwacht und erst allmählig den Gebrauch seiner Sinne wieder gewinnt.

Dies klingt ungläublich, aber was wäre wohl in diesem märchenhaften Lande unmöglich? „Ich glaube es, weil es widersinnig erscheint,“ ist ein Wort, welches sich auf alle Erzählungen anwenden ließe, die uns aus Indien, jenem Wunderlande, kommen.

Dieser Fakir, der unter der Erde in einem Grabe so lange ohne Lust und Nahrung fortlebt, die Kröten, welche man zuweilen inmitten eines Steines findet, wo sie, die Pfoten dicht an den Leib gelegt mit ihren unbeweglichen goldgelben Augen eingeschlossen leben, sind im Grunde nicht merkwürdiger als jene indischen Yogi's, welche ja allen Reisenden bekannt sind, die ganze Jahre hindurch dastehen, die Arme zum Himmel emporgehoben, bis ihre Muskeln austrocknen und ihre Gelenke steif werden, oder die Hände gefaltet und umgebogen, bis die Nägel so lang gewachsen sind, daß sie durch die Handteller gedrungen und auf der anderen Seite wieder hindurchgekommen sind.